

Hätte man Helene gefragt, dann wäre sie am liebsten in Königsberg geblieben. Dort hatte sie ihr Pflichtjahr im Haushalt eines Textilfabrikanten geleistet, der den Großteil seines nicht unerheblichen Vermögens dem Krieg und dem nicht endenden Bedarf an Uniformstoffen zu verdanken hatte. Helene hatte sich um die drei kleinen Kinder der Fabrikantengattin gekümmert und gelegentlich in der Küche ausgeholfen, wenn zu einer Abendgesellschaft geladen wurde. Dass dann trotz der Lebensmittelrationierungen sogar französischer Wein ausgeschenkt wurde, hatte Helene schwer beeindruckt.

Nach diesem Jahr in der Großstadt war es bei uns in der Provinz natürlich alles andere als aufregend. Da wir mit 17 aber noch lange nicht volljährig waren und Helenes Eltern nicht erlaubten, dass sie aus Grünhayn wegging, saß sie hier fest und wartete, wie sie erst kürzlich verbittert festgestellt hatte, auf ihre Volljährigkeit, das Ende des Kriegs oder einen Ehemann. Wobei sie das Eintreten des zweiten oder dritten Falles für mehr als unwahrscheinlich hielt, da Europas und seit drei Jahren auch Amerikas junge Männer zu Tausenden den Heldentod auf den Schlachtfeldern starben.

Um zu verhindern, dass sie, wenn sie schon nicht in die Stadt gehen durfte, zum Gräben Schaufeln oder ähnlich unangenehmen Einsätzen verpflichtet wurde, hatte Helene bei Lehrer Trusch vorgesprochen. Sie hatte ihm angeboten, eine Vorschulklasse für die jüngsten Kinder zu übernehmen. Herrn Trusch waren – wollte man Helenes blumigen Erzählungen Glauben schenken – vor Dankbarkeit beinahe die Tränen gekommen. Denn der zweite Lehrer war schon letztes Jahr eingezogen worden, und die Horde von Schülern, die durch die vielen evakuierten Städter aus dem Westen immer größer wurde, wuchs ihm schon längst über den Kopf. Herr Trusch war sogar höchstpersönlich nach Wehlau geradelt, um beim Schulrat die Einstellung seiner neuen Hilfslehrerin durchzusetzen.

Trotzdem half Helene uns gemeinsam mit den anderen Frauen und Mädchen aus dem Dorf beim Heumachen, bei der Getreideernte und später beim Kartoffelklauben, auch wenn sie es ohne große Begeisterung tat.

So, wie die Dinge lagen, würde Helene also noch eine Weile in Grünhayn bleiben. Darüber war ich froh, denn sie war schon seit der ersten Woche, die ich hier an der Dorfschule verbracht hatte, meine beste Freundin. Daran hatte sich auch nach dem Ende unserer Schulzeit nichts geändert, obwohl wir uns nun nicht mehr täglich sahen.

»Vielleicht ist nächstes Jahr der Krieg endlich vorbei«, überlegte ich laut. »Nach dem, was neulich in der Wolfsschanze passiert ist.«

Helene schnaubte abfällig. »Das glaubst du doch selbst nicht.« Sie stützte sich auf die Ellbogen und schaute über die Schulter zu Adam, der durch das hohe Gras zu uns ans Seeufer kam. »Adam, erklär mal der Kleinen, dass der Krieg nicht gleich zu Ende geht, nur weil ein paar Kerle mit Muffensausen versucht haben, unser Adolfsche in die Luft zu jagen.« Ich konnte es nicht leiden, wenn Helene mich *die Kleine* nannte, besonders nicht vor Adam. Schließlich war ich fast einen Kopf größer als sie. »Ich weiß nicht, warum es ausgerechnet eine Bombe sein musste. Ich an ihrer Stelle hätte einfach eine Pistole genommen.« Helene fuchtelte mit den Händen und zielte mit einer imaginären Waffe auf Adam.

»Pass bloß auf, dass keiner hört, was du da redest. Vor allem nicht Werner, sonst kriegst du noch Schwierigkeiten.« Adams Schatten fiel über uns, als er den schmalen Steg betrat. Seine Schritte machten ein hohles Geräusch auf dem Holz und vibrierten unter meinem Hintern.

Ich hatte mich bisher nie für Politik interessiert. Wir hier in Grünhayn waren weit weg vom Krieg. Doch nun konnte ich vor dem, was in der Welt und jetzt auch bei uns im äußersten Zipfel des Deutschen Reiches geschah, vermutlich nicht mehr länger die Augen verschließen. Auch wenn ich das nur zu gerne getan hätte.

Die Nachricht von dem missglückten Attentat auf Hitler, das vor ein paar Wochen keine 70 Kilometer von uns entfernt im Führerhauptquartier bei Rastenburg verübt worden war, hatte uns überrollt wie eine Sturmflut. Dass auch Wehrmachtsoffiziere aus Ostpreußen an dem Anschlag beteiligt gewesen waren, hatte die Geschehnisse in unmittelbare Nähe rücken lassen.

Es ging uns im Vergleich zum Rest des Reiches zwar noch gut, doch der Krieg hatte auch bei uns seine Schneisen geschlagen, im Dorf und auf dem Gut. Einige unserer früheren Schulkameraden hatten in *Aufopferung für Führer und Vaterland* ihr Leben gegeben, so stand es zumindest in den Briefen, die die Eltern vom Schicksal ihrer Söhne unterrichteten. Obwohl die meisten Familien in Grünhayn evangelisch waren, hatten es sich einige der Frauen zur Gewohnheit gemacht, sich jedes Mal zu bekreuzigen, wenn ihnen Frau Kranz, die Postbotin, über den Weg lief. Die arme Frau Kranz errötete dann, sah beschämt zu Boden und drückte ihre lederne Umhängetasche fester an sich, als wäre sie für die Todesnachrichten persönlich verantwortlich, die sie überbringen musste.

Auch auf Mechnitz waren die meisten Arbeiter eingezogen worden. Adam als Vorarbeiter war das bisher erspart geblieben. Die Landwirtschaft war einer der Schmierstoffe für das Getriebe der Kriegsmaschinerie, und Mechnitz ein wichtiger Lieferant für Getreide und Kartoffeln. Daher war Adam unabkömmlich gestellt und durfte dem Führer an der Heimatfront dienen. Dafür dankte ich dem lieben Gott jeden Abend und bat ihn, mir Adam auch weiterhin nicht zu nehmen.

Da es auf dem Gut trotz der Zuteilung von Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen an Arbeitskräften fehlte, hatte ich mit ein wenig Fürsprache durch Herrn von Stilke, dem Gutsbesitzer, meinen Reichsarbeitsdienst auf Mechnitz ableisten können und war danach einfach geblieben. Auf dem Gut, bei meinen Eltern und bei Adam. Wie hätte ich da – auch wenn die Welt um uns in Scherben zerbrach – wirklich unglücklich sein können? Nur wenn ich die leeren Pferdeställe betrat, tat mein Herz weh. Schon in den ersten Kriegsjahren waren die meisten unserer Pferde eingezogen worden. Bloß einige der Arbeitstiere hatte man uns gelassen, die nun bei den Milchkühen im Stall standen.

Ich drehte mich um und sah zu Adam hoch. »Aber es muss doch etwas zu bedeuten haben, dass sich die Offiziere gegen Hitler stellen, oder?«

»Ich weiß es nicht, Anna.« Adam legte mir flüchtig die Hand auf die Schulter, bevor er sich neben mich auf den sonnengewärmten Holzsteg setzte. »Vielleicht hat Helene ja recht. Aber wenn tatsächlich die Russen kommen, wird der Krieg schneller vorbei sein, als uns lieb ist.«

Ich fasste mir unwillkürlich an den Hals. »Meinst du, dass das passieren kann? Immerhin bauen sie doch jetzt im Osten den Verteidigungswall.«

Helene schüttelte den Kopf. »Meine Güte, sei doch nicht so naiv. Glaubst du wirklich, dass dieser Graben die Russen aufhält? Außerdem denke ich langsam, dass alles besser ist als dieser ewige Krieg. Sogar die Russen.« Meine zaghaften Einwände tat sie mit einer Handbewegung ab. »Was sollen die denn schon gegen uns haben«, sagte sie leichthin. »Wir kleinen Leute haben den Krieg doch nicht angezettelt. Den hohen Herren in Königsberg und Berlin wird es bestimmt ans Leder gehen, aber uns?«

»Und was ist mit den Dingen, die man hört? Das, was die SS in Russland getan haben soll? Glaubst du, dass die Russen mit uns anders umspringen würden?«, warf Adam ein.

Seine Worte ließen einen Geschmack in meinem Mund zurück, der noch saurer war als der des Apfels, in den ich vorhin gebissen hatte. Eine dunkle Wolke hatte sich über den schönen Sommerabend gelegt.

Adam schien es genauso zu gehen, er schüttelte sich unwillig und stand auf. »Lasst uns aufhören, über diese Dinge zu reden, und lieber schwimmen gehen. Wir müssen bald wieder füttern und melken.« Als er sich das Hemd aufknöpfte, sah er auf mich herab und bemerkte meinen bedrückten Gesichtsausdruck. »Lass den Kopf nicht hängen, Kleine. Vielleicht kommt ja auch alles ganz anders.« Väterlich tätschelte er mir den Kopf, bevor er seine Hose auszog und ins Wasser sprang.

Adam hatte es nur meiner Niedergeschlagenheit zu verdanken, dass ich mich nicht auf der Stelle für sein herablassendes Verhalten revanchierte, indem ich ihm nachsprang und ihn untertauchte.

Wir sahen Adams Rücken nach, der sich hob und senkte, als er mit kräftigen Zügen hinaus ins tiefe Wasser schwamm.

»Hat sich ganz schön gemausert, unser Adam, was?«, bemerkte Helene versonnen, während sie ihre Augen mit der Hand beschattete, um besser sehen zu können.

Lieber hätte ich mir die Zunge abgebissen als zuzugeben, dass mir gerade ein ganz ähnlicher Gedanke gekommen war. »Sag mal, hast du eigentlich auch noch etwas anderes im Kopf als Jungs?«, entgegnete ich unfreundlich.

»Doch, schon. Manchmal denke ich an hübsche Kleider und Lippenstift. Und an Schokolade natürlich.«

»Reicht es dir nicht, dass Werner dir nachläuft wie ein Schoßhündchen?«

Helene tätschelte mir gutmütig das Knie. »Reg dich nicht auf, ich mache dir deinen Adam schon nicht streitig.«

Errötend schob ich ihre Hand weg. »Da gibt es nichts streitig zu machen.«

»Wie du meinst. Ich gehe jetzt jedenfalls ins Wasser. Kommst du auch?«

Bockig schüttelte ich den Kopf. »Nein, geh nur. Ich habe keine Lust.« Tatsächlich hätte ich nichts lieber getan, als mich mit einem gewaltigen Sprung in den kühlen See zu stürzen, aber als Helene ihren Rock auszog und ich ihre wohlgeformten, zart gebräunten Beine sah, schämte ich mich vor ihr und vor allem vor Adam. Im Gegensatz zu Helene hatte ich nun mal nicht die Zeit, meine Nachmittage auf einer Decke im Garten meiner Eltern zu verbringen und ein Sonnenbad zu nehmen. Selbst wenn ich im Fegefeuer schmoren würde, hätte mich in diesem Moment nichts auf der Welt dazu gebracht, die

Hosen auszuziehen und meine dünnen, weißen Beine zu enthüllen und meinen verfilzten Badeanzug, dessen Hinterteil die Angewohnheit hatte, mir beinahe bis in die Kniekehlen zu hängen, wenn er nass war. Am liebsten hätte ich Helene darum gebeten, sich wieder anzuziehen, damit Adam ihren fast nackten Körper nicht zu Gesicht bekam. Doch vermutlich hätte mich das in eine gewisse Erklärungsnot gestürzt.

Denn manchmal, wie ein Wetterleuchten am Horizont, das bereits wieder verlischt, wenn man ihm den Kopf zuwendet, gab es Momente, in denen sich ein fremdes Gefühl in meine unschuldige Kinderfreundschaft zu Adam schlich. Das war etwas, das mir Angst machte, gleichzeitig aber mein Herz in ahnungsvoller Vorfreude klopfen ließ. Ich wollte nicht, dass sich zwischen uns etwas änderte. Alles sollte so bleiben, wie es war. Ich war nur nicht ganz davon überzeugt, dass mein verräterisches Herz das auch so sah. Aber das konnte ich noch nicht einmal Helene anvertrauen.

»Was ist los?« Helene stützte die Hände in die Hüften und sah mich erstaunt an. »Du bist doch sonst immer als Erste im Wasser. Hast du deine Tage?«

Dass ich statt einer Antwort nur unwillig brummte, nahm sie als Zustimmung. Mit einem für sie seltenen Anflug von Zartgefühl ließ sie sich wieder neben mich auf den Steg fallen. »Dann bleibe ich auch hier. Ich ekle mich sowieso vor den Fischen, die mir immer an den Zehen knabbern wollen.«

In friedlichem Schweigen saßen wir nebeneinander auf dem Holzsteg, ließen uns die Nachmittagssonne auf den Nacken scheinen und spuckten auf unsere Mückenstiche. Das staubige Sommerlaub des Buchenwäldchens spiegelte sich im Wasser und färbte es grünlichgrau, versetzt mit goldenem Konfetti aus Sonnenlicht. In der Mitte des Sees zog Adam seine eleganten Bahnen. Aus den Augenwinkeln sah ich zu, wie er, beinahe ohne das Wasser aufzuwühlen, untertauchte und wie ein Fischotter auf uns zu glitt. Erst kurz vor unserem Platz am Steg tauchte er wieder auf und spuckte einen gewaltigen Wasserstrahl auf uns. Zur Revanche begann ich wild mit den Beinen zu strampeln, sodass gischtweiße, schäumende Fontänen auf Adam niederprasselten.

»Lasst das doch sein, ihr Kindsköpfe«, seufzte Helene und rutschte ein Stück nach hinten, um sich vor den Wassertröpfchen in Sicherheit zu bringen. »Sonst muss ich mir nachher noch die Haare eindrehen. Und ich kann euch sagen, dass ich dazu nicht die geringste Lust habe.«

»Warum musst du dir denn die Haare eindrehen? Hast du heute Abend etwas vor?« Ich quietschte, als Adam mein Bein packte und versuchte, mich zu sich ins Wasser zu ziehen.

»Ich habe dir doch erzählt, dass Werner heute auf dem Dorfgemeinschaftsabend einen Vortrag hält. Da muss ich natürlich hin, sonst schmollt er wieder und redet drei Wochen nicht mit mir.«

»Welcher Dummkopf kommt denn auf die Idee, im August einen Dorfgemeinschaftsabend zu organisieren? Wissen die denn nicht, dass wir noch mitten in der Ernte stecken?«, prustete Adam aus dem Wasser. »Und worüber um alles in der Welt will Werner einen Vortrag halten? Über seine Heldentaten in seinem Schreibstübchen in Königsberg?«

»Vielleicht will er ja auch Teilnehmerinnen für diese Lebensborn-Sache anwerben, über die Fräulein Elisabeth uns neulich beim BDM-Heimabend erzählt hat.« Ich kicherte verdrückt. »Du wärst bestimmt seine erste Wahl als Mutter seiner arischen Nachkommen.«

Helene sah uns streng an. »Seid nicht so albern. Bestimmt referiert er über die Wunderwaffe oder so.«

»Ach, und über die Wunderwaffe weiß er so gut Bescheid, weil er zum engsten Kreis des Führers gehört. Das hätte er wohl gerne.« Kopfschüttelnd zog Adam sich hoch auf den Steg und ließ einen feinen Tröpfchenregen auf uns niederregnen.

Helene ignorierte diese respektlose Bemerkung. »Wollt ihr nicht mitkommen? Mir wäre irgendwie wohler, wenn ihr dabei wärt. Nicht dass er doch noch von dieser Lebensborn-Sache anfängt.« Plötzlich hatte ihre Stimme einen bittenden Klang. »Ja, Anna?«

Fragend sah ich zu Adam hinüber. »Was meinst du? Wollen wir hingehen?«

Wieder schüttelte er den Kopf. »Ich weiß wirklich nicht, warum du dich überhaupt mit ihm abgibst, wenn wir als Anstandsdamen dabei sein müssen.«

Ich hatte da so meine Theorie. Werner war ein Schulkamerad von Helenes älterem Bruder und schon seit Jahren in sie verschossen. Er war groß und massig und hatte schon mit Anfang 20 schütteres Haar. Mit seinem kantigen Unterkiefer erinnerte er mich immer ein bisschen an Hannibal, die Bulldogge von Großmutter's Nachbarn in Bremen. Die Volksschule hatte er nur mit Mühe und Not geschafft, aber in der SS gedieh er wie ein Fisch im Wasser und hatte es dort beim Sicherheitsdienst in kurzer Zeit erstaunlich weit gebracht.

Helenes Eltern hätten eine Romanze zwischen den beiden freudig begrüßt, und das nicht nur, um ihrer Tochter durch die Verlobung mit einem guten deutschen Mann die Flausen auszutreiben. Werner hatte nämlich – wie er gerne und oft erzählte – Beziehungen bis fast nach ganz oben. Da sprang schon mal die eine oder andere Kleinigkeit außerhalb der Zuteilung heraus, ein Viertelpfund Kaffee beispielsweise oder ein Fläschchen Schnaps. Außerdem durfte er einen der Dienstwagen seiner Königsberger Einheit fahren.

Als Schwiegersohn wäre er für die Kudes also ein wahrer Glücksfall. Vor allem, weil die ihm zugedachte Tochter, obwohl ausgesprochen hübsch, mitunter doch so aufsässig und kapriziös war, dass man befürchten musste, sie anderweitig gar nicht an den Mann zu bekommen.

Auch Helene wusste Werners Vorzüge durchaus zu schätzen: Selbst wenn sie nicht gerade bis über beide Ohren in ihn verliebt war, vertrat sie die Meinung, man brauche, während man auf den Richtigen warte, nicht auf die Annehmlichkeiten zu verzichten, die ein männlicher Begleiter mit sich bringt. Daher durfte Werner sie, wenn sie gerade nichts Besseres vorhatte, zu Festen begleiten oder zu einer Limonade einladen. Auch zu einer eigentlich verbotenen Ausfahrt mit dem Automobil ließ Helene sich nur zu gerne überreden. Manchmal durfte Werner bei diesen Gelegenheiten ihre Hand halten oder ihr den Arm um die Taille legen. Ich fand es zwar nicht richtig, wie Helene mit Werner umsprang, aber schließlich war sie meine beste Freundin.